

KARL ZIAK

Ich war **kein** Held
aber ich hatte Glück

Vier **un**gewöhnliche Jahre eines **Auch**-Soldaten

Den Söhnen und Enkeln
meiner Generation erzählt

ÖSTERREICHISCHE VERLAGSANSTALT WIEN



© Österreichische Verlagsanstalt Wien, 1977
Alle Rechte vorbehalten!
Satz, Druck und Bindearbeit: Agens-Werk Geyer + Reisser, Wien

Vor Hitlers letzter Offensive

In dem Zeitpunkt, da Stählin und ich bei der Führungsstaffel unserer Division eintrafen, war diese eben dabei, von Schmidheim nach dem acht Kilometer entfernten Dörfchen Rüth zu übersiedeln. Hauptmann Kunisch gab mir als ersten Auftrag: Unterbringung der Abteilung I c. Ich löste ihn so zufriedenstellend, daß ich auch in Zukunft der Quartiermacher blieb.

Wir Dolmetscher mußten freilich die erste Nacht in einer ziemlich schmutzigen Bauernstube auf Matratzen, die man auf den Boden legte, verbringen. Die Bäuerin war jedoch so gastfreundlich, daß wir nicht nur ihr ununterbrochen schnatterndes Mundwerk, sondern auch die Unordnung, drei Kinder, die uns nicht von der Seite wichen, und einen Köter in Kauf nahmen. Herr Görres hatte vor kurzem geschlachtet, und man setzte uns daher Schweinsbraten, Erdäpfel, Salat und Kaffee vor, und wir schwelgten darin, ungeachtet der Bomber, die über uns ins Reich einflogen. Frau Görres war die Seele von einem Menschen, und Stählin freundete sich geradezu mit ihr an. Wir waren in der Folge noch häufig bei ihr eingeladen und genossen ihre Kartoffelpuffer.

Am nächsten Tag besorgte ich Stählin ein kleines Zimmer bei einer aus Köln geflüchteten Familie. Ich selbst zog in das Haus, wo wir das Geschäftszimmer des I c eingerichtet hatten. Es gehörte dem bei der Bahn beschäftigten Bürgermeister, war ganz modern eingerichtet, und für seine Wohnkultur war bezeichnend, daß es nicht bloß, wie das ganze Dorf, über elektrisches Licht verfügte, sondern daß neben dem Stall ein Klosett mit Wasserspülung eingebaut war. Im ersten Stock überließ uns Herr Geiß ein Wohnzimmer mit einem großen Kasten, einem Waschtisch mit dreiteiligem Spiegel und mit zwei breiten Federbetten, in die unser Spieß, Oberfeldwebel Györgyfalvay (trotz seines ungarischen Namens ein waschechter Wiener), und ich uns teilten. Ein nicht unwesentlicher Einrichtungsgegenstand war eine Pendeluhr mit einem herrlichen Stundenschlag, der durch das ganze Haus tönte.

Schon von Putzer hatten wir erfahren, daß „etwas in der Luft lag“, was wir nur als eine Offensive von deutscher Seite deuten konnten. Daß Stählins Bitte um Urlaub — er hätte sich erst als Sonderführer (Z) einkleiden müssen — abgeschlagen wurde, Generalfeldmarschall Model unseren Divisionär besuchte und manches andere bestärkten unsere Vermutung. Sie wurde vom Dol-

metscher unserer Nachbardivision, der uns mit seinem Ic besuchte, bestätigt. Auch tauchten die Quartiermacher neuer Divisionen auf. Und als ich eines Abends zum Korps mußte, fuhr ich an unendlichen Panzerkolonnen und Scheinwerfer-Abteilungen vorbei.

Das war aber erst knapp vor dem 16. Dezember. Vorläufig war alles noch friedlich. Zur Erledigung meiner Beileihung als Sonderführer hatte ich am 8. Dezember in einem Nachbardörfchen zu tun. Es hatte nachts geschneit, und wenn auch der Quatsch der vorangegangenen Tage noch nicht richtig gefror, so war es doch ein herrlicher Spaziergang durch eine Winterlandschaft, über der zeitweise der Himmel blaute, durch den freilich dann und wann die Bomber dröhnten, während im Norden, bei Düren, die Schlacht bald stärker, bald schwächer bollerte.

Unberührt davon gingen die Dörfler an dem Marienfeiertag in die Kirche. Die Bäume glitzerten mit ihrer Schneeverbrämung. Verschneite Wälder rahmten das friedliche Bild: Weihnachtsstimmung. In Kenntnis des langen Postweges wünschte ich schon an diesem Tag meiner Familie ein möglichst schönes Fest und versprach Marianne, nachdem wir nun schon die zweite Weihnacht voneinander getrennt waren, fest, daß wir die nächste bestimmt mitsammen verbringen würden. Der Brief erreichte sie erst am 28. Dezember, und was mein Versprechen bezüglich des Weihnachtsfestes 1945 betraf, so wird der Leser ja noch hören, warum ich es nicht halten konnte.

Unsere Division hatte damals noch einen ziemlich großen Abschnitt des Westwalls, nämlich vom Losheimer Graben bis Höfen (bei Monschau), besetzt, doch wenig Berührung mit der uns gegenüber liegenden 99. Infanterie-Division des V. Korps der 1. amerikanischen Armee. Unsere Leute zehrten noch von den Erinnerungen an die im November erfolgte Aufstellung im Raum von Neuhäusl in Ungarn und trauerten den Mädchen, dem Wein und den Gänsen nach, die es dort reichlich gegeben hatte. Zur Einführung in unseren Frontabschnitt mußten Stählin und ich täglich die „Artilleriesmeldung“ zusammenstellen und die entsprechenden Karten zeichnen, was uns Spaß machte. Ansonsten waren wir völlig unabhängig und hatten bloß ein Bestreben: uns für unsere künftige Tätigkeit möglichst gut vorzubereiten.

Ich hatte ja während meines ersten Jahres in der Dolmetscherkompanie nur lässig Englisch gelernt und während der vergangenen 16 Monate bloß Französisch betrieben. Stählin, der sieben

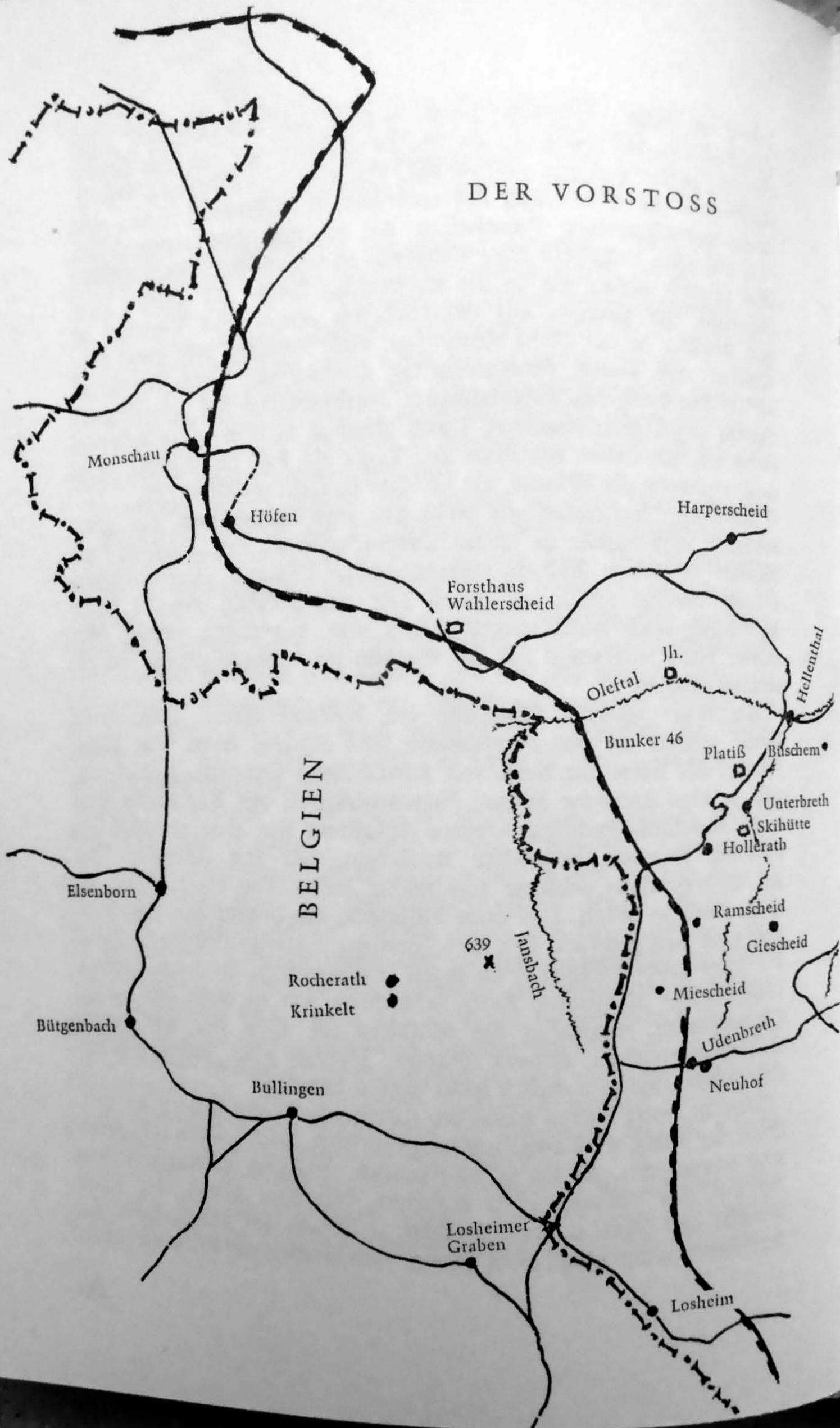
Jahre in Indien verbracht hatte, wußte von militärischen Ausdrücken fast noch weniger als ich. So stürzten wir uns mit Feuereifer über die geringen Hilfsmittel, die wir zur Verfügung hatten, studierten die Gliederung des amerikanischen Heeres, legten uns nach vorgefundenen Protokollen ein kleines Verhörschema an und stopften Vokabeln über Vokabeln in unser Hirn. Nachmittags und abends saßen wir in der überhitzten Stube der Kölner Evakuierten, die zumeist aus übertriebener Angst und Vorsicht in den Bunker in der Nähe flüchteten, und büffelten wie zwei Studenten. Am ersten Adventsonntag durften wir zum erstenmal an der Deutung von aufgefangenen Funksprüchen der Amerikaner unsere Intelligenz erweisen. Dann zündete Stählin seine Adventkerze an. Ich nahm zur Feier des Tages ein Bad im Waschbecken und wechselte die Wäsche, die ich eine Bäuerin waschen ließ.

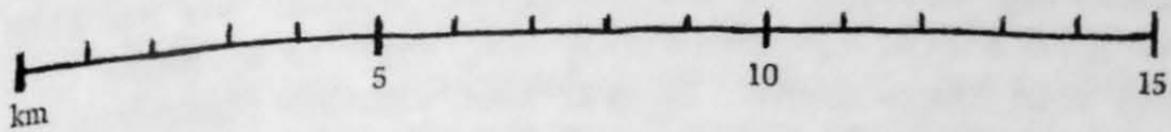
Unseren Chef trafen wir meist nur zum Mittagessen, das, gottseidank, nicht mehr in einem Kasino, sondern mit Kunisch und Baseler in deren hübsch eingerichtetem Zimmer eingenommen wurde. Ich bat schon am ersten Tag, daß Stählin, obwohl seine Beileihung noch nicht ausgesprochen war, zugezogen würde. Mit seiner Hilfe überwand ich die Distanz zu meinem neuen Vorgesetzten rascher.

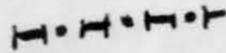
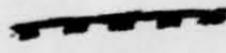
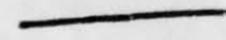
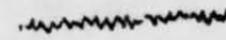
Als einer unserer Schreiber, ein biederer Bayer, Geburtstag hatte, erhielt er vom Hauptmann eine Flasche Wein und Zigaretten. Als hätte der Koch von Schrödingers Geburtstag erfahren, gab es eine herrliche Suppe, Fleischstückchen mit Kartoffeln und zum Abschluß Pudding. Unsere Abteilung war eine einträchtige Familie. Kunisch, hessischer Studienrat, gab den richtigen Ton an. Györgyfalvay schickte regelmäßig jeden Tag einen Brief an seine Frau in Wien. Der erste Schreiber, ein Lehrer aus Zwickau, war nett und gebildet. Die drei Burschen des Nachrichten-Nahaufklärungs-Trupps (NNAT) an ihren Horchgeräten brachten jugendliches Leben in unseren Kreis. Schließlich war da noch ein junger Obergefreiter, sozusagen das Mädchen für alles, der mit seiner Zuvorkommenheit seinem Namen Diener alle Ehre machte. Besser hätte ich es wahrlich nicht treffen können.

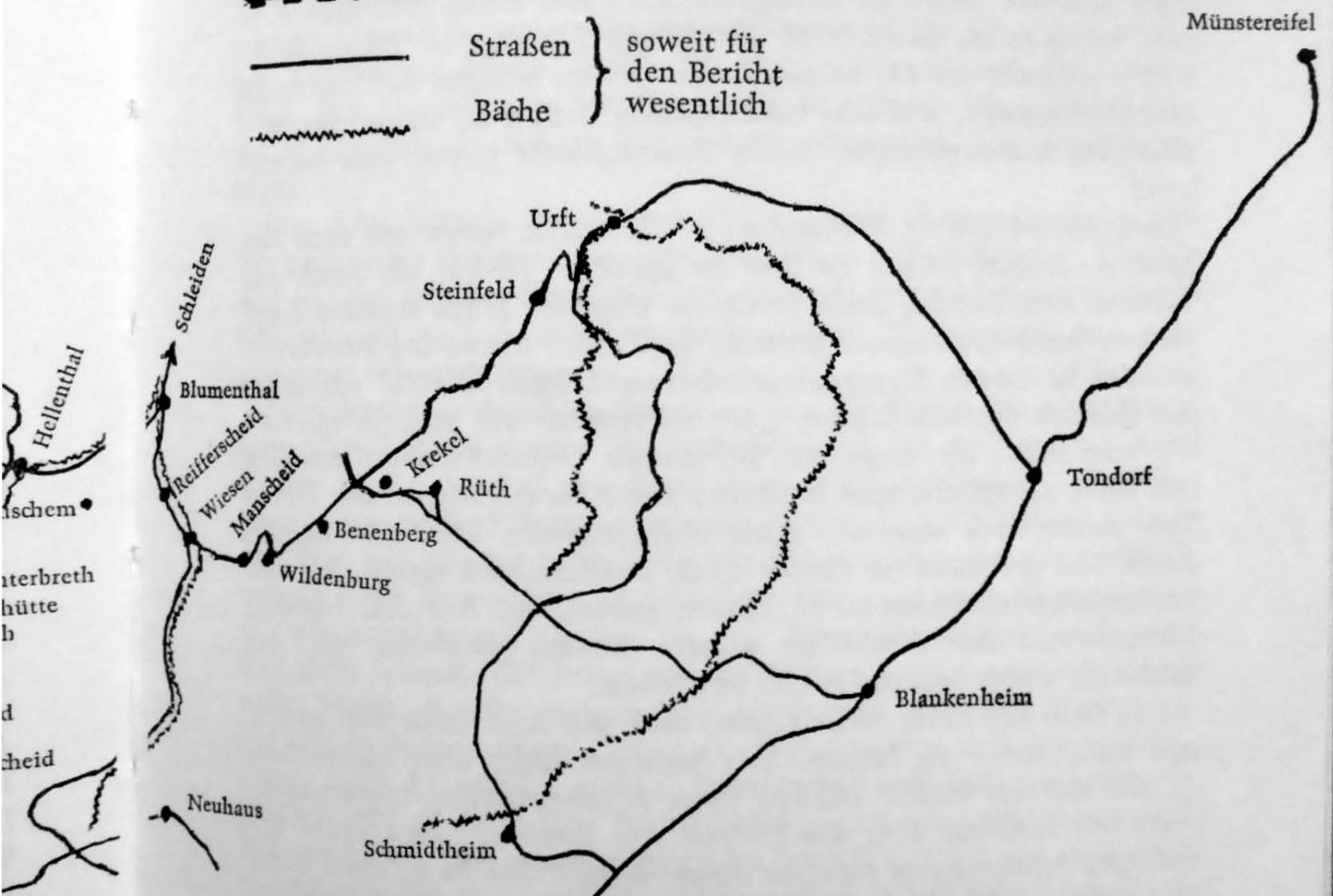
Unsere Leute hatten meist bis spät in die Nacht hinein zu tun; denn der Krieg wird zwar unterm Tags geführt, doch nachts registriert und vorbereitet. Es ist ja unglaublich, welchen administrativen Apparat das Völkermorden erfordert. Der Laie denkt, der Krieg bestehe aus Schießen und Stechen; dabei ist der Prozentsatz der Schießenden eigentlich recht gering, vom Stechen gar nicht zu reden.

DER VORSTOSS





-  Reichsgrenze
 -  Westwall, 1. Bunkerlinie
 -  Straßen
 -  Bäche
- } soweit für den Bericht wesentlich



Mit den anderen Abteilungen und dem Divisionskommandeur kamen wir mit Ausnahme von Kunisch selbstverständlich nicht zusammen; die hausten in den Bunkern, worum wir sie nicht beneideten. Bei dem Quatschwetter war man froh, wenn man nicht aus dem Haus mußte. Es war eine richtige Einsiedelei, in der wir lebten. Von der wieder auflebenden großen Schlacht im Raum von Aachen hörten wir kaum ein Donnern. Hie und da kreisten Flieger über uns; dann und wann hörte man Bomben fallen, welche unsere Fensterscheiben erzittern machten. Doch regte uns das nicht im geringsten auf. Viel mehr erschütterte es uns, wenn es im Radio hieß „Feindliche Einflüge in Westdeutschland“ und wir an die armen Leute in den Städten denken mußten. Das einzige, was uns hinauslaufen ließ, war, wenn eine V 1 über uns hinwegbrauste, einen Feuerschweif hinter sich herziehend.

Am Abend des 13. Dezembers — ich spielte schon mit dem Gedanken, einmal früher zu Bett zu gehen — erhielt ich durch das Telefon den Befehl, mich fertig zu machen. Eines unserer Regimenter hatte Gefangene gemacht und einer davon lag schwerwundet in einem Kompaniegefechtsstand beim Oleftal. Ich sollte mit Baseler dorthin fahren, „um zu lernen, wie man es macht“. Ich war mehr als gespannt. In meiner Unerfahrenheit erschien mir diese alltägliche und harmlose Fahrt als ein Abenteuer. Unser Pkw durfte sich nur mit stark abgeblendeten Lichtern langsam durch die stockdunkle Nacht nach Reifferscheid tasten, wo der Regimentsgefechtsstand von Oberst Jaquet lag. Auf den hundert Metern von der Straße zu seinem Bunker fürchtete ich, der Schlamm würde mir die Stiefel ausziehen.

Der Stab saß beim Abendessen; doch der Arzt erbot sich sofort, uns nach vorne zu fahren. Wir konnten nicht über Hellenthal, da die dortige Straße infolge eines Bombentreffers unpassierbar war; wir mußten über die Höhen von Büschem. Nur unter gewaltiger Anstrengung schaffte unser Wagen den Berg; oben blieb er in einer Schneewehe stecken, und es gelang uns trotz wiederholtem Anlauf nicht, ihn darüber hinwegzubringen. Wir stiegen aus. Baseler und der Arzt erkundeten den Weiterweg, und ich stand allein in der Nacht. Majestätisch, doch vertraut spannte sich der mondlose Sternenhimmel über mir und gab mir die Ruhe wieder. Es war fast so still wie in Weiten zu nächtlicher Stunde. Nur hie und da blitzte es am westlichen Horizont auf, gellte ein Schuß von dort her.

Die beiden Kundschafter kamen mit der Feststellung zurück, daß unser Wagen unmöglich den Schlamm der Dorfstraße überwinden könnte, wenn er schon hier steckenblieb. Doch zu unserem Glück kam uns ein Sani-Wagen nach. Wir setzten uns hinein, und nach heftigem Geschüttel, mehrmaligem Steckenbleiben und Verfahren gelangten wir um 23 Uhr zum Forsthaus Platiß, hatten also vom Regimentsgefechtsstand drei Stunden gebraucht, obwohl es sich bloß um einige Kilometer handelte.

Auf einem Tisch lag ein großer, stämmiger junger Mann, dessen Kopf und Arme notdürftig verbunden waren; der Verband über seinem Unterleib hatte sich verschoben und ließ die verschmutzten Eingeweide sehen. Selbst ich Laie erkannte auf den ersten Blick, daß es nicht gut um ihn stand. Er stöhnte leise, hatte aber soviel Lebenskraft, daß er trotz seiner Schmerzen bei Bewußtsein blieb.

Der Arzt leistete ihm sofort Hilfe, setzte ihm vor allem auf Wunsch den Katheter an, um die Blase zu entleeren. Baseler und ich standen daneben und fragten nach seinen Schmerzen und Bedürfnissen und dazwischen nach seinem Truppenteil und was uns sonst interessierte.

Nun waren ja die Amerikaner — wie ich später immer wieder feststellen konnte — sehr gut gedrillt, keinerlei militärische Auskünfte zu geben. Auf die Frage nach seinem Namen holte der Verwundete seine Erkennungsmarke hervor. Er hieß Martin Carter und war, wie er uns zuflüsterte, ein Pfarrerssohn aus dem Mittelwesten. Das blau-weiße Schachbrettmuster auf dem Ärmel wies ihn als Angehörigen der 99. ID aus. Aber wir wollten noch sein Regiment wissen; die Frage danach hörte er nicht oder wollte er nicht hören. Baseler sprach ihm wiederholt die drei Nummern vor, die in Frage kamen. Offenbar aber erinnerte sich der wackere Junge noch in seinen großen Schmerzen, daß ihm eingeschärft worden war, er dürfe bloß Namen, Rang und seine Seriennummer bekanntgeben. Wir sprachen fast eine Stunde auf ihn ein, während er verarztet wurde — endlich durfte ihm die quälende Fragerei zu dumm geworden sein und er nickte, als Baseler „393“ sagte. Darauf gab man ihm eine Morphiumspritze und er schlief bald ein. Noch in derselben Nacht ging er an das Lazarett weiter.

Da ihm der Arzt kein langes Leben versprach, nahmen wir ihm alles ab, was er bei sich trug. Da waren einmal alle die kleinen Dinge, die man bei den meisten amerikanischen Gefangenen zu finden pflegte: warme Socken, ein Taschentuch, Löffel und Messer,

Kaugummi, ein Wasserdessinfektionsmittel, ein Dosenöffner, Zigaretten, Streichhölzer und Trockenspirit. Er besaß auch noch eine kleine Bibel und etliche religiöse Schriften, Photos verschiedener Mädchen und vor allem ein unscheinbares Taschenbüchlein, in dem sich die Namen einiger amerikanischer und europäischer Staaten fanden, offenbar jene, die er auf seiner Fahrt an die Front gesehen hatte. Im Kalendarium gaben ein paar angestrichene Tage und Anfangsbuchstaben genauere Auskunft darüber. Ich konnte daraus genau den Tag seiner Einschiffung, der Zwischenlandung in England, der Ankunft in Le Havre und den Weiterweg rekonstruieren. Der Bursche war noch keine Woche am Westwall! Ich war auf diese Dechiffrierung sehr stolz und baute darauf am nächsten Tag einen umfänglichen Bericht an das Korps auf.

Leutnant Baseler war mit unserem Erfolg zufrieden und ordnete die Rückfahrt an. Da sich kein Fuhrwerk fand, daß uns zu den Bunkern zurückgebracht hätte, sollte uns der Sani-Wagen wenigstens bis zum Westeingang von Hellenthal fahren. Um den Rückweg zu verkürzen, hatten wir nämlich unseren Pkw an den Ostausgang des Ortes bestellt, den wir nun zu Fuß durchschritten. Auch in der dunklen Nacht konnte man die schweren Schäden erkennen, welche die Bomber am Morgen angerichtet hatten. Die Straße wies an mehreren Stellen große Trichter auf. Einer der Schutthaufen brannte lichterloh und gespenstisch. Doch rührte dieser Brand nicht vom Fliegerangriff, sondern von einem nächtlichen Artillerietreffer her. Jedenfalls behauptete unser Fahrer, daß die feindlichen Kanonen während des Aufenthaltes bei dem Verwundeten hereingeschossen hätten, und entschuldigte damit, daß er weit außerhalb des Ortes hielt, so daß wir ein gewaltiges Stück laufen mußten und ihn gar nicht mehr zu finden hofften. Es war halb drei Uhr, als wir bei Kunisch anlangten, der gespannt auf uns wartete.

Ich will und kann Euch ja nicht immer meine Erlebnisse so ausführlich beschreiben, schloß mein Brief an Marianne nach der Schilderung dieser Nacht. Als meine erste Begegnung mit der Front wollte ich sie Dir jedoch nicht vorenthalten. Der wesentlichste Eindruck ist der des Bedauerns, wie da die Jugend zweier Kontinente sich gegenseitig zerfleischt... Um mich bin ich bis jetzt nie besorgt gewesen. Das Gefühl des Abenteuers und die Neugierde überwiegen die Angst. Dennoch ist jede Rückkehr in unsere friedliche Behausung erlösend wie ein Heimkommen. Das wird uns fehlen, wenn wir

nicht mehr in den weichen Pfühlen schlafen können. Doch wollen wir's gern auf uns nehmen, wenn es uns dem ersehnten Frieden näher bringt.

Am nächsten Tag übergab mir der Hauptmann verschiedenes, das man bei zwei andernorts gefallen Amerikanern gefunden hatte, darunter etliche Briefe. Es war interessant, wie verschieden diese waren: von der Mutter, der Schwester, der liebenden Freundin und einer Reihe anderer Mädchen, die zuerst vom Kino, vom Tanzen, von lackierten Zehennägeln (!) und erst dann von dem Adressaten sprachen. Jede schrieb anders; aber alle drückten den Wunsch nach baldiger Heimkehr aus.

Besonders schön war der Brief der Freundin, ich bedauerte, ihn nicht als Dokument der Menschlichkeit behalten zu dürfen. Der ganze Jammer des Kriegs fiel einen bei dieser Lektüre an. Wie viel junges Leben wurde da vernichtet!

Am nächsten Tag hatten wir noch fünf Mann zu verhören, die bereits beim Regiment die gewünschten Auskünfte gaben, so daß, wie Kunisch sich ausdrückte, „nichts mehr zu verderben war“. Stählin und ich durften also an ihnen unsere Kunst versuchen. Als sie am späten Nachmittag vor unserem Fenster auftauchten, brausten eben feindliche Bomber über unser Nest hinweg und luden vor dem Ort etliche Brocken ab. Die Zivilisten stoben wie aufgeschreckte Hühner durcheinander. Wir waren über unsere Gefangenen mehr aufgeregt als über die Flieger.

Ein paar Stunden schlugen wir uns mit den fünf Burschen herum; doch es war nicht viel aus ihnen herauszubekommen. „I am sorry, sir. I am only allowed to say my name, rank and serial number“, war die stereotype Antwort. Aus ein paar Papierchen, welche die Leute zu vernichten vergessen hatten, wurden jedoch meine Ergebnisse vom vorhergegangenen Tag bestätigt. Kriegsbegeistert waren sie alle nicht.

Es wurde zehn Uhr, bis wir mit der Einvernahme und der Abfassung des Berichtes darüber fertig waren. Ich aß rasch etwas und brachte dann die Leute zur nächsten Dienststelle. Um halb zwei Uhr war ich „daheim“. Der Hauptmann war mit unserer Leistung zufrieden.

Wir hatten unser Gesellenstück gemacht. Der Angriff konnte beginnen.

Der 16. Dezember 1944

Beim Mittagessen am 15. Dezember eröffnete Hauptmann Kunisch Stählin und mir, was wir schon seit zehn Tagen ahnten: daß am nächsten Morgen um halb sechs Uhr eine deutsche Offensive starten sollte.

Ich habe nicht die Absicht, dieses Unternehmen, das unter der Bezeichnung „Ardennenschlacht“ in die Geschichte eingegangen ist, in seiner Gänze zu beschreiben; das ist mehrfach von berufener Seite geschehen. Ich will hier lediglich die Prämissen aufzeigen, die uns Kunisch an jenem Mittag darlegte.

Der Abschnitt unserer, der 277. Volksgrenadier-Division, der, wie bereits gesagt, von Höfen bis zum Losheimer Graben reichte, sollte im Laufe der kommenden Nacht auf wenige Kilometer verengt werden. Das Infanterieregiment 990 unter Oberstleutnant Bremm wurde bei Neuhof zusammengezogen und bildete den linken Flügel unserer Division. Der rechte, das IR 989 (Oberst Fieger) baute sich an dem Straßenknie westlich von Hollerath auf. Das Zentrum, IR 991 unter Oberst Jaquet, etwas zurückgehalten, lag bei Udenbreth. Unsere Nachbarn waren, wie bisher: rechts die 326. VGD, links die 12. VGD.

Der Auftrag unserer Division lautete: Die Bremm unterstellte Füsilierkompanie (Hauptmann Hellige) stößt als Spitze von Neuhof nach Westen vor, schwenkt dann links ein und nimmt die Waldhöhe „Weißer Stein“. Die beiden Bataillone des IR 990 – die Regimenter der Volksgrenadierdivisionen hatten bloß zwei Bataillone – folgen der Füsilierkompanie dicht auf, behalten jedoch die Westrichtung bei und dringen auf der Waldstraße von Punkt 672 nach Punkt 639 und über Krinkelt hinaus vor. Der rechte Flügel der Division stößt vom Hollerather Knie über den Waldweg bis P. 639 vor. IR 991 soll die Ramscheider Höhe und die Miescheider Heide besetzen und im Wald zwischen den beiden Flügeln zur Säuberung und notfalls als Reserve eingesetzt werden. Das Schwergewicht des Angriffs lag also auf dem linken Flügel. Die wesentliche Aufgabe der Division war der Durchbruch durch die amerikanische Waldstellung. Der weitere, rasche Vorstoß war Sache der hinter uns stehenden 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“, die uns schon in den ersten Stunden überholen sollte. Das Tagesziel unserer Division war der zehn Kilometer entfernte Truppenübungsplatz Elsenborn, wo wir große Lager, insbesondere von Sprit, zu erbeuten hofften.

Die 277. VGD war so ziemlich der rechte Ansatzpunkt der Offensive, die aus dem Eifelgebirge — linker Flügel an der Sauer bei Echternach — über die Ardennen hinweg an die Maas vorgetragen werden und dann nach rechts gegen Lüttich einschwenken sollte. Das letzte Ziel dieses Überraschungsstoßes war Antwerpen. Geling es, dieses zu erreichen, dann waren die 9. amerikanische Armee sowie die Engländer und Kanadier in Holland vom Meer abgeschnitten, wurden eingekesselt und vernichtet. Sicherlich, so nahm Hitler, von dem der Plan stammte, an, würde eine solche Niederlage auf die Amerikaner sehr eindrucksvoll wirken; vielleicht waren sie dann des Krieges in Europa überdrüssig, wo sie nach Meinung des „Führers“ nichts verloren hatten. Die Kanadier jedenfalls hoffte er auf diese Weise hinauszuboxen; es gab damals in Kanada große Debatten über die Entsendung von Truppen nach Übersee; tausende kanadischer Soldaten kehrten nach ihrem Urlaub nicht zu den Einschiffungshäfen zurück.

Der Plan, wie ihn uns Hauptmann Kunisch entwickelte, klang überzeugend, und mir schlug das Herz schneller bei dem Gedanken, daß ich an der — wie man annehmen konnte — letzten Entscheidung über den Ausgang des Krieges teilnehmen sollte.

„Werden wir auch stark genug sein?“ fragte ich.

„Der Kommandeur war beim Führer“, antwortete unser Chef. „Der ist zuversichtlich. Es stehen rund vierzig Verbände, darunter vier motorisierte und zehn Panzerdivisionen, zur Verfügung.“ (Laut alliierten Darstellungen der Schlacht waren es aber bloß zwanzig, denen allerdings nur vier amerikanische gegenüberstanden.)

„Und die Luftwaffe?“ war meine bange Frage.

„Das Ausmaß ihrer Mitwirkung ist noch unbestimmt; doch hat sie ihre Hilfe zugesagt.“ Das klang recht zweifelhaft. Leider war es die entscheidende Frage. Kunisch verhehlte uns keineswegs eine gewisse Unsicherheit, die er in dieser Beziehung verspürte. „Doch wir wollen das Beste hoffen“, schloß er. Baseler schlug vor, auf das gute Gelingen eine Flasche Urziger Würzgarten zu leeren, was wir auf jeden Fall richtig fanden.

Vor Einbruch der Dämmerung erhielt ich Befehl, mit einem Lkw nach Neuhaus vorauszufahren und für die Abteilung, die am nächsten Morgen folgen sollte, Quartier zu machen. Zum Glück hatte ich meinen Rucksack immer gepackt; denn, wie üblich, war es nun plötzlich eilig. Wir fanden die Straße von Fahrzeugen überfüllt, zum Teil sogar verstopft. Verspätete Nebelwerfer, Batterien,

Trosse, hin und wieder Panzer oder ein Pkw: alles drängte nach Westen, war ungeduldig und aufgeregt. In den Wäldern rechts und links lag, gut getarnt, Abteilung neben Abteilung. Die Pferde waren an die Bäume gebunden. Die Leute hockten um kleine Feuer, die möglichst abgeblendet wurden. Völlig bedeckter Himmel machte eine feindliche Aufklärung unmöglich. Unser Fahrer, ein Wiener namens Plemeli, der beste Fahrer der Division, wand sich mit unnachahmbarer Geschicklichkeit durch das Wagengewirr. Wir hielten ein einzigesmal an und waren in einer Stunde am Ziel.

Neuhaus bestand aus einigen Gebäuden an der Straße; ich wurde in das letzte gewiesen. Zu meiner Freude blieb mir nichts zu tun, als das für uns bestimmte Zimmer zu beziehen. Alles war von Oberleutnant Deval und den Kradfahrern vorbereitet: Licht, Verdunkelung, Telefon, Feuer; die Stube war sogar gefegt, im Raum nebenan lag Stroh. Ich aß in Ruhe mein Abendbrot und legte mich dann auf drei Stunden in die Nähe des Ofens. Obwohl ich fast ungestört blieb, konnte ich nicht einschlafen; die Spannung war zu groß. Später kam Hauptmann Kunisch auf dem Wege zum Divisionsgefechtsstand, der in einem nahe gelegenen Bunker untergebracht war, herein. Gemeinsam erwarteten wir die Minute, in welcher der „Feuerschlag“ einsetzen sollte.

Pünktlich um halb sechs Uhr brach die Kanonade los. Es war ein nicht unbeträchtlicher Lärm — eine der Batterien stand nur einige hundert Meter von uns —; doch war ich enttäuscht. Ich hatte mir das Trommelfeuer von tausenden Geschützen ärger vorgestellt. Durch ein nach Norden gerichtetes Fenster besah ich mir den Zauber. In ununterbrochener Kette blitzte bald näher, bald ferner Mündungsfeuer auf; dann wieder begannen die Nebelwerfer zu röhren; die Spur ihrer Geschosse konnte man weithin verfolgen. Die Scheinwerfer griffen mit ihren Spinnenarmen hinüber nach der etwa sechs Kilometer entfernten Hauptkampflinie, von wo Maschinengewehrgeknatter zu hören war; vom Widerschein des Scheinwerferlichtes glänzten die tiefhangenden Wolken. Es war ein schaurig-schönes Schauspiel.

Eine Weile schien der Feind überrascht und schwieg. Doch als unser Feuer nach einer halben Stunde abebbte, bewies die amerikanische Artillerie, daß sie keineswegs lahmgelegt worden war, und begann das Duell aufzunehmen. Selbstverständlich belegte sie auch die Straßen, auf denen sie starken Verkehr vermuten konnte, mit Feuer. Unser „Geschäftszimmer“, das gegen acht Uhr ankam, hatte einige nahe Treffer beobachtet.

Wir r
kommen
belte eif
Meldung
stammte
wir nur
ten; der
nis. Selb
wie es „

Die U
zersperre
bar war
kamen d
hatte zw
Offensiv
waren di
Straßen
daß das
nichts n
ungeschw
fältige A
derstand
ther Kni
schützen
Heide v
unsere I
ergab si
reichen
retten, b
ihr Ang
der Geg
sion, die
geworfen

Dort
Während
breth m
Alarme
diesem
wie wir
eines gro

Wir richteten uns behelfsmäßig ein und harrten der Dinge, die kommen würden. Unser Nachrichten-Nahaufklärungs-Trupp kurbelte eifrig an seinen Horchgeräten, fing auch eine entzifferbare Meldung ein, die jedoch vom — italienischen Kriegsschauplatz stammte. Es zeigte sich übrigens in der Folge immer wieder, daß wir nur Nachrichten von entfernteren Frontteilen auffangen konnten; der Funkverkehr uns gegenüber blieb uns stets ein Geheimnis. Selbstverständlich fragten wir jeden, der etwas wissen konnte, wie es „vorne“ stand; doch wußte niemand Bestimmtes. Gerüchweise nur sprach sich herum, daß die Nachrichten nicht gut waren.

Die Überwindung unserer eigenen Drahthindernisse und Panzersperren machte uns mehr zu schaffen als vorausgesehen. Offenbar waren die Vorbereitungen der Pioniere ungenügend. Dazu kamen die Schwierigkeiten, welche der weiche Boden bereitete. Es hatte zwar einige Tage vorher gefroren; knapp vor Beginn der Offensive jedoch taute es, und infolge der starken Beanspruchung waren die Waldwege alsbald grundlos; selbst auf den asphaltierten Straßen lag eine dicke Dreckschicht. Das schlimmste aber war, daß das Feuer unserer Artillerie zu kurz oder zu weit lag, also nichts nützte. Als unsere Infanterie angriff, fand sie den Gegner ungeschwächt. Das amerikanische IR 393, das in Texas eine sorgfältige Ausbildung erfahren hatte, leistete teilweise heftigen Widerstand. Insbesondere waren in dem Wald, der die vom Hollerather Knie südwärts führende Straße im Westen begrenzte, Scharfschützen eingegraben, die unserem über die offene Miescheider Heide vorgehenden IR 991 schwere Verluste bereiteten. Sobald unsere Leute in die feindlichen Stellungen eingebrochen waren, ergab sich ein Hindernis, das niemand einkalkuliert hatte: Die reichen Vorräte der Amerikaner, vor allem Schokolade und Zigaretten, beschäftigten unsere ausgehungerten Landser derart, daß ihr Angriffsschwung beträchtlich litt. Schließlich und endlich hatte der Gegner sofort Reserven zur Hand: die 2. Infanterie-Division, die südwestlich vom Forsthaus Wahlerscheid in die Schlacht geworfen wurde.

Dort hatte schon am Tag vorher ein Geplänkel stattgefunden. Während sich nämlich unsere Division befehlsgemäß um Udenbreth massierte und unsere ehemaligen Stellungen nur von Alarmeinheiten besetzt blieben, war es dem Feind gelungen, in diesem Waldstück einige Westwallbunker zu nehmen. Es war, wie wir später erfuhren, kein Zufallstreffer, sondern der Teil eines großen Angriffes, und zwar auf die Stauseen der Rur (Roer),

der am 16. Dezember hätte beginnen sollen. Also hatte unsere Offensive immerhin den Augenblickserfolg, daß sie den geplanten Angriff unmöglich machte beziehungsweise um eineinhalb Monate verzögerte.

Zusammenfassend kann man das Ergebnis des ersten Kampftages in unserem Abschnitt folgendermaßen umreißen: Unser Tagesziel, Elsenborn, wurde nicht — übrigens auch in der Folge nie — erreicht, auch nicht der „Weiße Stein“. IR 989 nahm zwar das Hollerather Knie, kam aber nur bis zur ersten Kurve des Waldweges und nicht bis zum Punkt 639. Gegnerische Panzer machten das weitere Vordringen unmöglich. Trotzdem war der Erfolg auf dem rechten Flügel größer als auf dem linken. Als unsere Führung das erkannte, verlegte sie den Schwerpunkt des Angriffs. IR 991 — richtig gesagt: was davon übrig blieb — wurde von der Mitte nach rechts gezogen. Die 12. SS-Panzerdivision („Hitlerjugend“) wurde, da es im Süden der Offensive besser vorwärts ging, herausgezogen und dort verwendet. Dafür rückte die 3. Panzergrenadierdivision bei uns ein. Mit ihrer Hilfe erreichten wir am 18. Dezember über den Jansbach weg den Punkt 639 und damit den Waldrand, wo zwei Sherman-Panzer abgeschossen wurden.

Im weiteren Verlauf eroberte unsere Truppe Krinkelt und Rocherath, wo sich der Gefechtstand des amerikanischen IR 393 befand. Damit war unsere Division aber auch am Ende ihrer Kräfte. Wir hatten schwere Verluste an Männern und Material (30 Panzer!) erlitten; dabei war unsere „Kriegsstärke-Nachweisung“ (KStN), wie erwähnt, ohnehin gegenüber den alten Infanteriedivisionen gekürzt. Nur unsere Artillerie war der feindlichen gewachsen, weil jede Batterie vier Geschütze besaß. Da das IR 991 so gut wie aufgerieben war und sich sein Kommandeur, Oberst Jaquet, noch dazu den Arm brach, wurde die Division in zwei Kampfgruppen umgegliedert, deren Führung Oberstleutnant Bremm und Major Johé übernahmen. Diese besetzten nun den Westrand des großen Waldgebietes, das die Reichsgrenze begleitet, und mußten sich mit diesem Erfolg zufriedengeben. Die wichtige Straßenverbindung von Bullingen über Bütgenbach nach Elsenborn wurde zwar erreicht, konnte aber nicht gehalten werden. Wir zogen uns dann auf die Waldhöhe „Hohe Mark“ zurück und bauten sie, wie andere Höhen im Vorgelände, z. B. „Heistert“, als Gefechtsposten aus. Und dies blieb unsere Hauptkampflinie die nächsten eineinhalb Monate.

Doch ich greife in meiner Darstellung, um des Zusammenhanges willen, weit über das hinaus, was wir im Laufe des 16. Dezembers erfuhren. Der Tag verging vielmehr in ziemlicher Ungewißheit. Gegen Abend wurde ich verständigt, daß bei Neuhof rund 20 Gefangene gemacht worden und auf dem Wege zu uns waren. Ich sollte ihnen etwa zweieinhalb Kilometer entgegengehen. Die Abendröte lag noch über den Wäldern. Links von der Straße bellten unsere Geschütze. Auf einer freien Fläche traf ich die Gruppe: verdreckte, abgespannte Männer, die dennoch ein unhaltbares Tempo einschlugen. Vergeblich versuchte ich auf dem Rückweg mit dem einen oder anderen ins Gespräch zu kommen. Da es rasch dunkelte, brachten wir die Leute in einem Schuppen unter und begannen mit dem Verhör.

Wir waren zu dritt: Baseler, Stählin und ich. Jeder setzte sich in ein Zimmerchen und ließ sich einen Mann um den anderen vorführen. Ich packte die Amis von der burschikosen Seite und erfuhr dabei einiges. In Erinnerung ist mir einer geblieben, der höchst deutliche erotische Geschichten unter seinen Papieren besaß, und zwar gleich in drei Kopien. „Ach, so einer bist du!“ sagte ich lachend und gab ihm, der auch grinste, eine Abschrift zurück, die dritte für mich behaltend, aus der ich mit einemmal mehr eindeutige Ausdrücke lernte als bei Paulovsky in der Dolmetscherkompanie in einem Jahr, obwohl es auch dort nicht an entsprechendem Unterricht gefehlt hatte.

Unter den Gefangenen war mir ein Offizier aufgefallen, den ich, als ich seine Aussagebereitschaft bemerkte, Baseler zuführte. Dieser biederte sich sofort an und hatte die Freude, einen Zettel zu entdecken, der nach der Aussage des amerikanischen Lieutenants die Abwehrmaßnahmen gegen unseren Angriff darstellte. Der Mann behauptete, sie hätten von unseren Offensive-Absichten gewußt. Ich bin auch heute noch nicht davon überzeugt und glaube, daß es sich um allgemeine vorbeugende Überlegungen handelte. Ich weiß nicht, ob der Offizier erwartete, von uns erpreßt zu werden, und deshalb von vornherein so offenherzig war; jedenfalls war er wohl erstaunt, als wir ihm nach dem Abendessen, das wir mit ihm teilten, anboten, sich mit uns im Nebenraum niederzulegen.

So schlief ich denn in dieser Nacht — und recht gut — im Stroh neben einem unserer „Feinde“, der mir gar nicht als Feind erschien. Baseler hatte ihm das Ehrenwort abgenommen, daß er bis zum nächsten Morgen, acht Uhr, nicht fliehen würde. Er wie-

derholte treuherzig: „Until tomorrow, eight o'clock“, begriff aber offenbar nicht, warum wir es ihm für den weiteren Verlauf seiner Gefangenschaft freistellten, davonzulaufen. Anscheinend gefiel es ihm bei uns ganz gut. Vorsichtig, wie ich bin, nahm ich ihm jedenfalls die Schuhe, die er auszog, weg und stellte sie in einen anderen Raum, um eine Flucht zu verhindern.

Meine 500 Gefangenen

Am nächsten Tag, dem 17. Dezember, befahl mir Kunisch mittags nach Reifferscheid zu fahren, um 15 Gefangene zu verhören. Daß Sonntag war, wurde ich erst inne, als ich auf der Fahrt einem festlich gekleideten Mädchen mit Gebetbuch begegnete. Unterwegs stiegen wir einmal aus dem Pkw, weil Bomber über uns kreisten, und schlugen uns in die Büsche; man interessierte sich aber nicht für uns. Ansonsten schlängelten wir uns mit unserem kleinen Wagen recht rasch zwischen den Fahrzeugen durch, welche die Straße verstopften. An einer Stelle wurde aus einem Wagen der SS in einen anderen Sprit verladen und damit die Durchfahrt blockiert. Der Obersturmführer war sehr arrogant, als ich ihm begreiflich machen wollte, daß die Sache doch auch derart durchzuführen wäre, daß er nicht den ganzen Verkehr aufhielt. Als sich unser Wagen bei der ersten Gelegenheit zwischen den seinen durchwand, schimpfte er mir nach. Man ersah daraus wieder, wie gespannt das Verhältnis zwischen Heer und SS war.

Als ich beim I b des IR 991 in Reifferscheid eintraf, erfuhr ich, daß die Gefangenen bereits zu meiner Dienststelle in Neuhaus in Marsch gesetzt worden waren. Schon wollte ich wieder in den Wagen steigen, da tauchten 35 andere Amerikaner auf. „Wenn ich schon hier bin“, entschied ich, „will ich sie sogleich vernehmen.“ Man hatte die Gefangenen in den Tanzsaal des Hotels Schumacher gebracht, wo glücklicherweise Stroh vorbereitet war. Ich richtete mich in einem daneben liegenden Raum ein, in dem die ausgebombte Gemeindeverwaltung von Hellenthal amtierte, und begann mit Hilfe eines Schreibers von der Ortskommandantur die Namen der Leute zu notieren. Das Verhör konnte natürlich angesichts der Masse nicht ausführlich sein; immerhin entdeckte ich dabei die 2. amerikanische Infanterie-Division, die uns bisher nicht untergekommen war. Die Identifizierung wurde dadurch erleichtert, daß die Amerikaner ihr Divisionszeichen am linken

Ärmel trugen. Als nun neben dem bekannten Schachbrettmuster der 99. ID ein Indianerkopf auftauchte, machten mich meine Leute sofort darauf aufmerksam.

Als ich den 35. Mann erledigt hatte, atmete ich erleichtert auf. „Es stehen noch 15 vor der Tür“, berichtete mir da die Wache; man hatte sich also verzählt. Ohne einen Bissen zu essen, nahm ich auch noch den Rest zu Protokoll. Es war 22 Uhr, als ich den Schreiber entließ. Aus dem Raum tretend, befriedigt von der geleisteten Arbeit, stieß ich auf weitere 50 Gefangene, die eben eingebracht wurden. „Heute nicht mehr“, entschied ich; ich konnte nicht mehr. Die Kerzen waren am Ausbrennen, der Raum bereits saukalt. Es seien drei Offiziere dabei, meldete man mir. Die mußten jedenfalls von der Mannschaft abgesondert und sofort einvernommen werden. „Bringt sie in mein Quartier!“ befahl ich.

Der erste Schreiber des I b, ein Feldwebel Windner aus Wien, hatte sich in rührender Weise meiner angenommen, mir ein Abendessen besorgt und mich eingeladen, in seinem Geschäftszimmer zu schlafen. Ich aß jedoch nichts, sondern unterhielt mich bis ein Uhr mit den Offizieren. Es waren ein Hauptmann und zwei Leutnants. Der Hauptmann — er trug einen kleinen Spitzbart à la Balbo — war offenbar besonders müde und sehr verschlossen. Er hatte einen Feldstecher bei sich, den ich ihm pflichtgemäß abnahm. Als braver Anfänger hatte ich keine andere Absicht, als das Glas bei der Division abzugeben. Erst in den folgenden Tagen, als ich von allen Seiten darum angebettelt wurde, ging mir der Wert dieser „Kriegsbeute“ auf, und ich beschloß, das „Souvenir“ meiner Frau nach Hause zu bringen, die sich seit Jahren ein Fernglas für ihre Vogelbeobachtungen wünschte.

Die beiden Leutnants waren gesprächiger, vor allem ein kleiner, schwarzhaariger, der mir lebhaft die Schrecken der Schlacht schilderte und ergriffen erzählte, welche Massen von Verwundeten, Deutsche und Amerikaner, sie zwei Tage lang aus dem Feuer geschleppt hatten. Ich war davon tief beeindruckt. Zum erstenmal erkannte ich, auf welche gentlemanlike Art unsere „Feinde“ den Krieg führten. Um so tiefer waren sie davon betroffen, daß SS-Männer 71 Leute, die sich bereits ergeben hatten, über den Haufen schossen. Die Untat der Kampfgruppe Peiper bei Bullingen hatte sich rasch herumgesprochen. „Gestatten Sie eine Frage“, sagte der Offizier, der mir das erzählte. „Ist die SS Ihre beste Truppe?“ Ich war beschämt und gab eine ausweichende Antwort.

Die Herren wollten selbstverständlich nicht einmal verraten, von welcher Einheit sie waren. Unglücklicherweise hatten sie aber — wie es ja meist der Fall ist — wohl ihren Leuten streng befohlen, alles Aufklärende zu vernichten, jedoch selbst Briefe, Karten von der Überfahrt und andere Kleinigkeiten bei sich, die mir genug verrieten. Am Schluß sprachen wir noch im allgemeinen über den Krieg. Man machte mir das Kompliment, ich spräche Amerikanisch, als wäre ich drüben gewesen. Nun hatte ich in den paar Tagen wirklich viel gelernt; doch mein Wortschatz war natürlich gering.

Ich habe mir aber, schrieb ich Marianne, im Verhören eine derartige Praxis angeeignet, daß ich nach dem Krieg Untersuchungsrichter werden könnte. Es ist eine Art Intelligenzspiel, bei dem man einigen Spürsinn braucht. Hat man die braven Leutchen, die sich an ihre Verschwiegenheitspflicht halten, überlistet, so hat man ein Gefühl wie nach einem gewonnenen Schachspiel. Zufrieden mit dem Erreichten, zog ich die Stiefel aus, legte mich auf das kurze Sofa, die Beine auf zwei Stühle und deckte mich mit zwei Mänteln zu. Es war ein primitives Lager; doch hatte ich die beiden Nächte vorher so wenig geschlafen, daß die Müdigkeit alles überwand. Der Blick in das Getriebe der großen Schlacht und die Ergebnisse unserer Arbeit machen uns alle Mühe vergessen. Der eventuellen Gefahren achten wir gar nicht, daran gewöhnt man sich sehr rasch.

Am nächsten Morgen teilte ich Leutnant Baseler das Resultat meiner Befragungen mit. Er war begeistert, sprach mir großzügig die Anerkennung der Division, ja des Korps aus und befahl mir — Kunisch war in diesen Tagen dauernd beim Kommandeur —, bis zur Erledigung aller Angelegenheiten in Reifferscheid zu bleiben. Wo ich für die Gefangenen Verpflegung hernehmen sollte, wußte er allerdings nicht. Der Ortskommandant, an den er mich wies, antwortete mir barsch, Feinde brauchten nichts zu essen; sie hätten nicht den Krieg gegen uns beginnen sollen... Der Zahlmeister des Regiments erklärte, er habe nichts; der Intendant der Division, den ich anrief, erklärte sich als „nicht zuständig“; das sei Sache des I b... und in dieser Art weiter.

Ich begab mich an die Einvernahme der restlichen 47 Mann vom Vortag. Dabei stand das halbe Dorf um mich herum (ich war ja in den Räumen des Gemeindeamtes), und obgleich die Leute kein Wort verstanden, hatten sie doch ihren Spaß an unseren Wortgefechten. Mittags erst wusch ich mich; der nette

Feldwebel aus dem Büro lieh mir sein Rasierzeug, und gut gelaunt (obwohl es mit meiner Verpflegung nicht geklappt hatte) ging ich an meinen Nachmittagsjob. Man hatte mir nämlich inzwischen weitere 60 Mann gebracht. Als mein Schreiber (es war der dritte aus dem Ort) nicht mehr erschien, setzte ich mich selbst an die Maschine und fertigte die Gruppe, allerdings ziemlich kursorisch, bis fünf Uhr ab. Vom Artilleriefeuer war nichts mehr zu hören; der Bombensegen ging in einem Nachbardorf nieder.

Inzwischen waren weitere 100 Gefangene erschienen. Ich ließ sie auch in den Tanzsaal bringen; erklärte mich aber für den Abtransport unzuständig. Schließlich mußte ich ja wieder zu meiner Dienststelle zurück und durfte hier keine Dependence errichten. In der Nacht konnte ich freilich nicht mehr weg, um so weniger, als ich nicht wußte, wohin mein I c derweilen verzogen war. So schlief ich denn nochmals auf dem kurzen Sofa, heute sogar mit einer weichen Tuchent, die Windner aufgetrieben hatte. Butter und Wurst hatten mir nach dem etwas knappen Frühstück doppelt gut geschmeckt. „Gute Nacht denn!“ schloß der Bericht über diesen Tag an Marianne. „Eure Post an mich ist schon unterwegs. Wann mag sie mich erreichen? Doch in Gedanken sind wir einander immer nah.“

Während der Nacht hatte die Zahl „meiner“ Gefangenen neuerlich zugenommen. Also mußte ich noch in Reifferscheid bleiben. Zum Glück fand ich an diesem 19. Dezember endlich einen Intendanten, der, obwohl „nicht zuständig“, bereit war, mir soviel Verpflegung zukommen zu lassen, wie ich schriftlich anforderte. blieb nur die Frage, wie ich die Ware von Mermagen herbeischaffen sollte. Windner legte sich ins Zeug und stellte einen Wagen seiner Abteilung zur Verfügung; ansonsten hätte ich nie einen bekommen. Noch einmal schien jedoch alles in Frage gestellt, als Windners Chef den Wagen für die Verpflegung seiner eigenen Truppe brauchte. Schließlich ging jedoch alles gut aus. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Freilich hatte ich noch genug andere Sorgen, z. B. die Bewachung. Unsere Abteilung hatte ein Kommando von acht Mann, das aus ehemaligen Militärmusikern gebildet war, zum Kriegsgefangenentransport zur Verfügung gestellt erhalten. Als ich diese Leute fast zur Gänze mit kleinen Transporten auf den Weg geschickt hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Männer, welche die Gefangenen von der Front brachten, zur Bewachung zurückzubehalten. Sie waren verdreht und übermüdet und zu-

meist froh, Gelegenheit zum Ausrasten zu erhalten. Das Kommando übertrug ich einem wildbärtigen Feldwebel, den ich, als er sich gewaschen und rasiert hatte, nicht wiedererkannte. Die Leute waren wohl besorgt, daß ihnen der Dienst bei mir als unerlaubte Entfernung von ihrer Truppe angelastet werden könnte; ich gab ihnen jedoch bei ihrer Verabschiedung entsprechende Bestätigungen. Übrigens unterstützte mich der „Volkssturm“ von Reifferscheid mit zwei Mann, die allerdings im Ernstfall für nichts zu gebrauchen gewesen wären, doch als Torposten genügten.

Selbstverständlich waren keinerlei sanitäre Vorkehrungen für die Gefangenen getroffen worden. Die Leute kackten die Wiese hinter dem Haus voll, ehe wir neben dem Tanzsaal ein Klosett entdeckten. Am dritten Tage ließ ich sie gruppenweise zum Waschen an den Bach führen, wofür sie mir sehr dankten. Sie hatten es wahrhaftig nötig, da die meisten noch vom Ruß ihrer Grabenlampen schwarz waren.

Unter den mehr als 100 Mann, die ich am 19. morgens vorfand, waren ein Viertel Offiziere. Sie sah ich mir natürlich einzeln an. Während sie vor der Tür warteten, fiel mir ein Private (einfacher Soldat) auf, der offenbar der „Putz“ eines der Herren war. Er sprach gebrochen deutsch und versuchte, sich als Dolmetsch anzubiedern. Ich beschloß, auch den näher zu betrachten. Er wohnte in New York und hatte einen deutschen Namen. Seine Eltern, sagte er, seien aus Ostpreußen eingewandert. „Ostpreußen?“ fragte ich ihn. „Es kann auch Polen gewesen sein“, gab er zu. Meine Vermutung bestätigte sich immer mehr. Als ich die Photographie seiner Mischpoche sah, war ich sicher. „Sie sind Jude“, sagte ich, und zwar bestimmt, ohne mein Erstaunen darüber zu zeigen, daß es, entgegen der Goebbels-Propaganda, auch Juden an der Front gab. Er erbleichte. „Ja“, gab er kleinlaut zu. „Fürchten Sie nichts!“ beruhigte ich ihn; denn ich konnte mir vorstellen, daß er glaubte, er würde nun erschossen werden, und wiederholte den Trost nochmals, als ich ihn entließ. Ob ihm wirklich nichts geschah? Beschwören hätte ich es nicht wollen. Ich war froh, daß in diesem Augenblick nicht der Kreis von Zuhörern um mich stand, der sich sonst in diesem jedermann zugänglichen Amtsräum zu versammeln pflegte, um leibhaftige Amerikaner zu sehen und von meinem Gespräch mit ihnen einen Brocken zu erhaschen.

Ich war eben mit der kurzen Einvernahme der 27 Offiziere fertig, als ein Wagen vorfuhr und ein Sonderführer (K) vom

Armeekommando namens Müller-Foret eintrat. Mein Fang hatte sich also schon bis dorthin herumgesprochen. Um die Verköstigung der Gefangenen wollte sich niemand kümmern! Aber den Feldstecher und andere Andenken wollte jeder erben, und jeder war auf die ständig wachsende Zahl der Gefangenen stolz. Herr Müller-Foret hatte natürlich mehr Erfahrung als ich, und er ließ es merken. Er brauche einen eigenen Raum, erklärte er, wies die Gemeindebeamten von Hellenthal hinaus, hieß die Offiziere Mann für Mann vorführen, vor seinem Tisch Platz nehmen und sprach nun wie ein Beichtiger — es fehlte nicht viel und er hätte die Hände gefaltet — leise, aber ausforschend auf sie ein. Als ich mich daneben stellte, erklärte er, dadurch beirrt zu werden, und bat mich, doch Platz zu nehmen, falls ich etwas lernen wollte.

Ich ließ ihn allein und ging inzwischen hinaus in den Tanzsaal, um den einen oder anderen Mann auszufragen, der mir interessant schien. Durch Zufall stieß ich dabei auf den einzigen Panzermann, der unter den Gefangenen war, was für unsere Erkenntnis der Feindlage förderlich war. Müller-Forets Ergebnisse gingen im wesentlichen nicht über die meinen hinaus. Als er sich verabschiedete, sagte er großzügig seine Hilfe bei der Verpflegung und Wegbringung zu. Gehalten hat er davon nichts.

Gegen Abend — Baseler war auch gekommen — erschien die so sehnlich erwartete Verpflegung. Ich hatte die Leute, die ganz bescheiden um Essen gefragt hatten, vertröstet und war froh, als ich mein Versprechen halten konnte. Ich hatte sie Gruppen von 40 Mann bilden lassen; mit Hilfe der Führer dieser Gruppen waren nun Brot, Butter, Wurst und Käse rasch verteilt. Binnen einer Viertelstunde fühlte man, wie die Stimmung im Saale umschlug. Aus der apathisch im Stroh liegenden Masse wurde ein kribbelnder Ameisenhaufen. An verschiedenen Stellen flammten Kerzenstummel auf; der eine oder andere entzündete seinen Hartspirituskocher (was ich nur vor der Tür erlaubte), und auf einmal hatte einer eine Mundharmonika hervorgezogen und spielte. Sie waren gesättigt und zufrieden; ich auch.

Die Offiziere hatten wir in einem kleineren Raum abgesondert. Auf den Lastwagen wartend, der sie wegbringen sollte, trat ich bei ihnen ein und begann ein Gespräch. Als bald hatten sie sich um mich geschart: zumeist Fünfundzwanzigjährige, fast lauter große, gutgewachsene Gestalten, einige schöne germanische Typen, an denen das Sippenamt seine Freude gehabt hätte. Daß sie meine Feinde sein sollten, ging mir schon rein gefühlsmäßig nicht

ein. Als ich es ihnen sagte, machten sie mir dasselbe Kompliment. „Warum bekämpfen wir uns dann?“ fragte ich. „Weil euer Führer die Welt beherrschen will.“ Das leugnete ich ab (wenn auch nicht überzeugt), sprach von der Übervölkerung Deutschlands und seinen Wirtschaftskrisen. Daß sowohl in der Tschechoslowakei wie in Polen und in den Balkanländern Millionen Deutsche wohnten, wußten sie nicht. Gerne nahmen sie meine Belehrung darüber entgegen, waren aber auch um ihre Argumente nicht verlegen. „Wir kämpfen nicht um materielle Vorteile“, behaupteten sie, „sondern um Freiheit und Demokratie.“ Daß sie ihren Präsidenten kritisieren durften – worauf sie sehr stolz waren –, schien mir unwesentlich. „Was habt ihr davon?“ entgegnete ich, nicht bedenkend, wieviel es bedeutet, wenn die Hybris eines einzelnen korrigiert werden kann.

Ein Argument von mir, dem sie nichts entgegensetzen konnten, war der Hinweis auf die Mitschuld an dem gegenwärtigen Elend, die sie mit dem Diktat von Versailles auf sich geladen hatten. Wilson hätte sich nicht in die Isolation zurückziehen sollen, gaben sie zu. Sie waren Sportsleute genug, um mir, wenn ich in der lebhaften Debatte einen Punkt für mich buchen konnte, Beifall zu zollen. Freilich sparten sie auch nicht mit ihren Pfeilen. „Warum habt ihr euch in der Judenfrage so viele Feinde gemacht?“ fragten mich einige. Ich durfte ihnen nicht gestehen, wie sehr ich mit ihnen in diesem Punkte einer Meinung war; aber ich glaube, sie spürten es. Als sie mich fragten, ob ich Nationalsozialist sei, entgegnete ich ausweichend, ich sei ein deutscher Soldat. Das nahmen sie lachend zur Kenntnis; es genügte ihnen.

Übrigens rechneten sie mich als Österreicher gar nicht zum schlimmen Feind und meinten, als ich ihnen beim Abschied die Hände schüttelte, ich gehörte nach Amerika und müßte dorthin kommen. Das lehnte ich mit der Begründung ab, daß ich nichts von einem Leben hielte, das nur aufs Geldverdienen ausging. „Sie kennen uns schlecht!“ entgegnete man mir. „Wir sind nicht nur Geschäftsleute; wir haben auch Gefühle und Ideale.“ Ich glaubte es damals nicht recht, ebenso wenig wie ich glaubte, daß ich je nach Amerika kommen würde. Dennoch war das zweistündige Gespräch eines meiner tiefsten Erlebnisse in diesem Winter; es machte mich nachdenken über unser Gegenüber und gab mir die Überzeugung, daß ich es hier mit ritterlichen Gegnern zu tun hatte, mit denen eine Verständigung möglich sein mußte.

Beim Abtransport der Herren ereignete sich noch etwas, was

für die Meinung, die bei den Amerikanern über die Deutschen herrschte, bezeichnend war. Als ich die Offiziere aufforderte, in den geräumigen geschlossenen Lkw zu steigen, der sie nach Flammersheim bringen sollte, sagte der lebhafteste unter ihnen – er war französischer Abstammung und ich hatte mich mit ihm am meisten, und zwar in seiner Muttersprache, unterhalten –: „Das ist also einer Ihrer Gaswagen.“ – „Gas?“ fragte ich, ihn nicht verstehend. (Man muß wissen, daß „gas“ im Amerikanischen Gas und Benzin bedeutet.) „Nein, es ist ein Holzgaswagen“, erklärte ich. – „Sie verstehen mich nicht“, meinte er, halb im Scherz, aber vielleicht doch nicht ganz beruhigt, obwohl auch zwei meiner Landser dazustiegen. „Man hat uns erzählt, daß Sie geschlossene Wagen haben, in die Sie die Gefangenen steigen heißen, um sie während der Fahrt mit dem eingeleiteten Abgas zu töten.“ Ich wußte nicht, sollte ich lachen oder entrüstet sein über einen solchen Verdacht. Erst viel später sollte mir klar werden, wie berechtigt er, leider, war.

Am nächsten Tag ging nochmals der Lkw mit 40 Mann ab; dann gab mir der Fahrer Bescheid, daß er nicht mehr käme, weil man beim Korps der Meinung wäre, es seien „keine Gefangenen mehr da“. Dabei hatte ich nun rund 450 Mann unter meinen Fittichen! Die Verpflegung reichte für drei Tage; dann stand ich neuerlich vor der Frage, wie ich meine Schützlinge speisen sollte.

Zum Teil erhielt ich Unterstützung durch Einheiten, die sich Leute bei mir zum Arbeiten ausliehen und dafür die Gefangenen verpflegten. Auch riefen Bohnen, die für unsere Truppe bestimmt waren, doch bei den grundlosen Straßen nicht nach vorne gebracht werden konnten, bei den Amerikanern Begeisterung hervor. Der Ortskommandant brauchte täglich vor- und nachmittags 40 Mann zum Ausheben von Gräbern für die zahlreichen Toten, die von der Hauptkampflinie gebracht wurden. In Hellenthal wurden die Bombentrichter von „meinen“ Gefangenen eingeebnet. Einmal kam sogar ein uraltes Bäuerlein und verlangte zwei Mann zum Heueinbringen. Selbstverständlich mußte er ihnen dafür tüchtiges Essen kredenzen.

In ein paar Tagen gehörten die Amerikaner zum Ortsbild von Reifferscheid, und auch ich wurde dort so bekannt, daß mich noch einen Monat später Leute, wenn ich es gar nicht erwartete, als „Leiter des Gefangenenlagers“ ansprachen. Leider fand ich keine Zeit, den Ort näher zu besichtigen, das heißt: zur Kirche

auf dem Berg hinauf zu steigen. Ich hatte nicht einmal Muße, mir die Haare schneiden zu lassen.

Das Ende der Woche in Reifferscheid kam. Die Einheiten, die im Ort untergebracht gewesen waren, rückten nach vorne nach. Auch der I b baute ab, und ich mußte fürchten, eines Tages allein im Dorf zu sitzen, richtiger gesagt: mit 450 Gefangenen, abgeschnitten von aller Welt. Vergeblich versuchte ich, durch das einzige Telefon, das des Straßenkommandanten — das natürlich dauernd besetzt war —, Weisung zu bekommen, was ich mit meiner Last beginnen sollte. Dann war eines Tages auch dieses Telefon abgebaut. Nun sandte ich einen Melder zu Fuß an unser Geschäftszimmer mit einem Hilferuf, der humorvoll, aber recht dringlich war. Er fand Györgyfalvay vor dem Stellungswechsel.

Der Oberfeldwebel nahm zum Glück die Sache so ernst, wie sie war. Da er weder Kunisch noch Baseler erreichen konnte, rief er beim I c des Korps an und zwang diesen buchstäblich — er mußte zu diesem Zweck den Herrn noch ein zweitesmal aus seiner Lauheit klingeln — zur Entscheidung: ich sollte die Gefangenen sofort zu Fuß zur Sammelstelle in Flammersheim in Marsch setzen. Zur Bewachung sollte der „Volkssturm“ herangezogen werden. Zum Glück hatten mich die Amerikaner — wie jeder Gefangene nach dem „Stammlager“ lechzend — schon selbst gebeten, sie in Ermangelung von Wagen marschieren zu lassen. Ich konnte ihnen also geradezu ein Geschenk machen.

Für etwa 20 Mann, die angaben, nicht marschfähig zu sein, wollte ich natürlich eine Fahrgelegenheit auftreiben. Meine Suche nach Pferden war jedoch vergeblich. Der Bürgermeister von Reifferscheid, den ich aus seiner warmen Stube holte und dem ich die Gestellung von Wagen befahl, brachte nach vielem Widerstreben endlich ein Ochsesgespann, das aber auch nicht weiter als bis zum zweitnächsten Ort ziehen wollte. In Erinnerung, wie ich ähnliche Schwierigkeiten beim Wegbringen von fünf Verwundeten in den Vogesen gehabt hatte, befahl ich einem von der Begleitmannschaft, für die 20 Gehbehinderten unterwegs einen Lkw anzuhalten. Zur Bewachung versprach mir der Volkssturmführer zehn Mann, was, da ich selbst nur drei Mann zur Verfügung hatte, herzlich wenig war. Am nächsten Morgen erschienen jedoch nur acht, und von diesen hatten nur drei Gewehre, die anderen bloß Spazierstöcke.

Freitag, den 22. Dezember, hatte ich jedenfalls Uffz. Knecht,

der mit unserem Stabszahlmeister bekannt war, um Verpflegung weggeschickt. Er erhielt tatsächlich eine Anweisung auf Proviant für vier Tage. Zum Glück — denn nun hatte ich ja dafür keine Verwendung mehr — brachte er in seinem Wagen bloß das Brot unter, und ich hatte daher, als er damit ankam, nur die Sorge, dieses wegzubringen. Das Regiment 991 nahm es mir ab und ersparte sich damit einen Transport.

Am Nachmittag hatte ich schon mit dem einzigen amerikanischen Offizier, der mir verblieben war, und den elf Gruppenführern den restlichen Proviant verteilt und den Abmarsch besprochen. Sie sollten mit der Morgendämmerung um sieben Uhr losziehen und mit möglichst wenig Aufenthalt auf Nebenwegen (um den Verkehr nicht zu stören) die etwa 45 km zurücklegen, um noch am Abend ihr Ziel zu erreichen. Die Strecke war beträchtlich; doch hatten die Leute ja kein Gepäck und das Tempo der Amerikaner war derart, daß meine Leute, vor allem der Volkssturm, kaum mitkamen.

Dazwischen fand ich Gelegenheit, endlich meinen Kopfpelz loszuwerden, gottseidank! Ich betrachtete es als Weihnachtsgeschenk an mich selbst. Noch am Abend verabschiedete ich mich von der Begleitmannschaft und von den Gruppenführern, die sich so sehr an mich gewöhnt hatten, daß sie enttäuscht waren, als sie hörten, ich ginge nicht mit ihnen nach Flammersheim.

Ich wollte noch einmal mein mir lieb gewordenes Sofa ausnützen und möglichst lange schlafen. Doch am Morgen, als Getrappel vor dem Fenster mir anzeigte, daß „meine“ Gefangenen abzogen, sprang ich in den Socken vor die Tür und rief, als die dunklen Gestalten im Zwielflicht des anbrechenden Tages vorüberzogen, jeden Führer der wohlgeordneten Gruppen — ich hatte mir die Namen inzwischen, zur Freude ihrer Träger, eingeprägt — freundschaftlich an und wünschte jedem „Good luck!“, was sie nicht minder herzlich erwiderten.

Es war glücklicherweise wieder so kalt geworden, daß der Boden hart war und die Marschierenden nicht im Dreck stecken blieben. Beim Gehen wurde ihnen schon warm. Auch begünstigte sie herrlicher Sonnenschein. Ich sage: begünstigte; denn die Flieger, die sie alsbald umkreisten, erkannten sie als Landsleute und taten ihnen nichts. Die Folgen eines Angriffs wären auch für mich peinlich gewesen; denn bei dieser Gelegenheit wären wahrscheinlich doch einige durchgebrannt. Und was hätten meine zwölf Mann gegen vierhundertfünfzig ausrichten können? So aber

konnte ich hoffen, daß sie die Sinnlosigkeit einer Flucht erkannten und froh waren, endlich in die geordneten Verhältnisse des Stammlagers zu kommen.

Uffz. Wiesenborn brachte sie glücklich nach Flammersheim, auch die Fußmaroden, für die er keinen Wagen gefunden hatte und die schließlich doch die ganze Strecke durchgehalten hatten. Erst als er mir zwei Tage später die Vollzugsmeldung erstattete, war dieses Kapitel glücklich abgeschlossen.

Weihnachtserlebnisse

Zwei Stunden, nachdem „meine“ Gefangenen abmarschiert waren, stiefelte ich mit den restlichen zwei Leuten meiner Begleitmannschaft die Höhen nach Neuhaus hinauf. Es lag etwas Schnee, der uns jedoch nur Gelegenheit gab, die von den Amerikanern erbeuteten Überschuhe auszuprobieren. Blauer Himmel wölbte sich über den verschneiten Wiesen und Wäldern. Jagdbomber belästigten uns auf diesem einsamen Wege nicht. Ich freute mich über meine erledigte Aufgabe und unterhielt mich mit dem Obergefreiten Staudner, der als Musiker ein Jahr lang in Wien gespielt hatte, über die Heimat.

Das Geschäftszimmer des I c war, wie wir erwarten konnten, nicht mehr in Neuhaus. Wohin es gezogen, wußte niemand. So gingen wir denn fürs erste westwärts weiter, nach Udenbreth. Auch dort war eine Umfrage ergebnislos, obgleich unsere Leute noch am vorhergehenden Nachmittag hier gewesen sein mußten. Schon waren wir entschlossen, auf gut Glück weiterzumarschieren, als wir zwei schmucke Mädchen erblickten, die uns als Hilfen unserer Küche bekannt waren. Und tatsächlich stand in einem halbzerschossenen Haus unsere Küche, daneben Oberleutnant Deval. „I c ist dort links in dem Bunker“, rief er uns zu. Wie fein!

Zum erstenmal stieg ich hinab in die Tiefe eines Westwallbunkers und war — blind. Györgyfalvay und die paar Leute, die bei ihm zurückgeblieben waren, begrüßten mich wie einen verlorenen und wiedergefundenen Sohn. Wir kamen eben zum Mittagessen zurecht: nach einer Karfiolsuppe Schweinsbraten mit Erdäpfelknödeln. Zum Festessen fehlte bloß das Bier.

Beim ersten Betreten des lichtlosen Gelasses glaubte ich, in die Höhle eines Steinzeitmenschen geraten zu sein. Nach einer Weile

sondern machte meist gute Miene zu dem manchmal wirklich bösen Spiel. Merkwürdigerweise kamen Kunisch mir gegenüber solche Späße nie in den Sinn; war aber Stählin anwesend, so hatte er bei jeder Gelegenheit einen der berüchtigten Verse von Bonifazius Kiesewetter oder vom Sanitätsgefreiten Neumann im Mund. Ich mußte oft lachen, wie er wirklich auf alles einen Reim wußte. Daß sein unvergleichliches Gedächtnis auch würdigere Dinge behielt, sollte ich erst später erfahren.

Baseler nahm jede sich bietende Gelegenheit wahr, sich als Veranstalter von Festessen zu betätigen. Silvester, Geburtstage, Stählins und meine Beleihung mit der Sonderführer„würde“ waren Anlässe zur Organisierung von Tafelfreuden, deren Speisefolge mit geschmackvollen Brötchen begann und mit Mokka endete. Um zu zeigen, wie eine solche Festivität sich im einzelnen abspielte, setze ich einen Brief vom 19. Jänner hieher:

Meine Lieben!

Es stürmt und schneit, wie es nur im Gebirge stieben kann. Alles ist entsetzt. Ich, ehrlich gestanden, freue mich. Das Wetter erinnert mich an einstige Bergfahrten; ich habe schon ärgeres Treiben erlebt. Ich ließ mich daher auch nicht abhalten, einige Kilometer zurück in ein Dorf zu fahren, wo ich eine Kontrolle durchzuführen hatte. Der Ort ist zum größten Teil durch Bomben zerstört; ein Teil ist jedoch noch gut erhalten, gerade die modernsten Häuser. Ich habe die dort untergebrachten Abteilungen ehrlich beneidet: gut belichtete Räume, schön eingerichtet, wohlig warm. Ich werde bald meine Kontrollen fortsetzen.

Gestern brachte ein einzigartiges Ereignis Abwechslung in unsere Gleichförmigkeit. „Morgens“ – es war 10 Uhr –, wir hatten kaum gefrühstückt, erschien der Adjutant, und es zeigte sich, daß er den Berg heraufgestiegen war, um uns die Nachricht von der Bestätigung unserer Beleihung zu überbringen. Nun war das ja für mich nicht so erschütternd (obwohl ich es zum ersten Male mit dieser Feierlichkeit erlebte); aber Stählin, der wegen seines geistlichen Berufes nicht vom guten Ausgang der Sache überzeugt war, strahlte sichtlich.

Kaum war der Besuch gegangen, brüllten Kunisch und Baseler los, welches Fest wir denn aus diesem Anlaß zu geben gedächten. Da war freilich guter Rat teuer; vor allem ist ja der flüssige Stoff seit Tagen ausgegangen. Aber Baseler mußte nicht Kurdirektor auf dem Feldberg sein, Kasino-Offizier und vielbewährter Arrangeur, wenn er nicht Rat gewußt hätte. Beim General lagen noch zwei Flaschen Mosel, das wußte er; und wenn es vielleicht auch die letzten waren, wußte sie B., mit dem Versprechen baldigen Ersatzes (er lugt schon eifrig nach neuer Fahrt aus) der Ordonnanz herauszulocken: Dazu

ein Stück Hirschenes (der Stabsarzt war für den Chef auf Jagd ausgezogen). Damit war die Grundlage zu dem Festessen gegeben. Einiges trieben auch wir Waisenknaben beim Koch auf; das eine oder andere hatte Stählin von dieser oder jener „Beute“ zurückbehalten, z. B. Kaffee (worum ich mich nie gesorgt hatte).

Schon nachmittags gab es eine kleine Jause; nachher waren wir zwei Gefeierten sozusagen in den Mannschaftsraum verbannt, während B., eine Schürze vorgebunden, im anderen Zimmer fuhrwerkte: Toast röstete, Schinken zerhackte und auf alles seinen i-Punkt setzte. Als wir dann hineingerufen wurden, war der Tisch festlich geschmückt: aus Durchschlagpapier Servietten gedreht, Tannenreisig vorm Haus gebrochen, die Speisenfolge auf der Maschine getippt. Sie sah folgendermaßen aus:

A b e n d e s s e n

aus Anlaß der Beleihung der Herren
Dr.Lic.theol. Gustav Stählin und Dr. Karl Ziak
zu Sonderführern (Z)
im Bunker "Zum Zigeunerkeller" in der Eifel
am 18. Januar 1945

Bier Schwarzwälder Schinken und
(Schultheiß Ölsardinen auf Toast mit Butter
Patzenhofer) à la Kurdirektor Feldberg

Klare Kraftbrühe

Weißwein Gulasch vom Hirsch,
(Ürziger dazu Bratkartoffeln
Würzgarten)

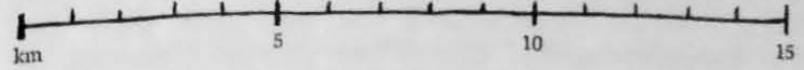
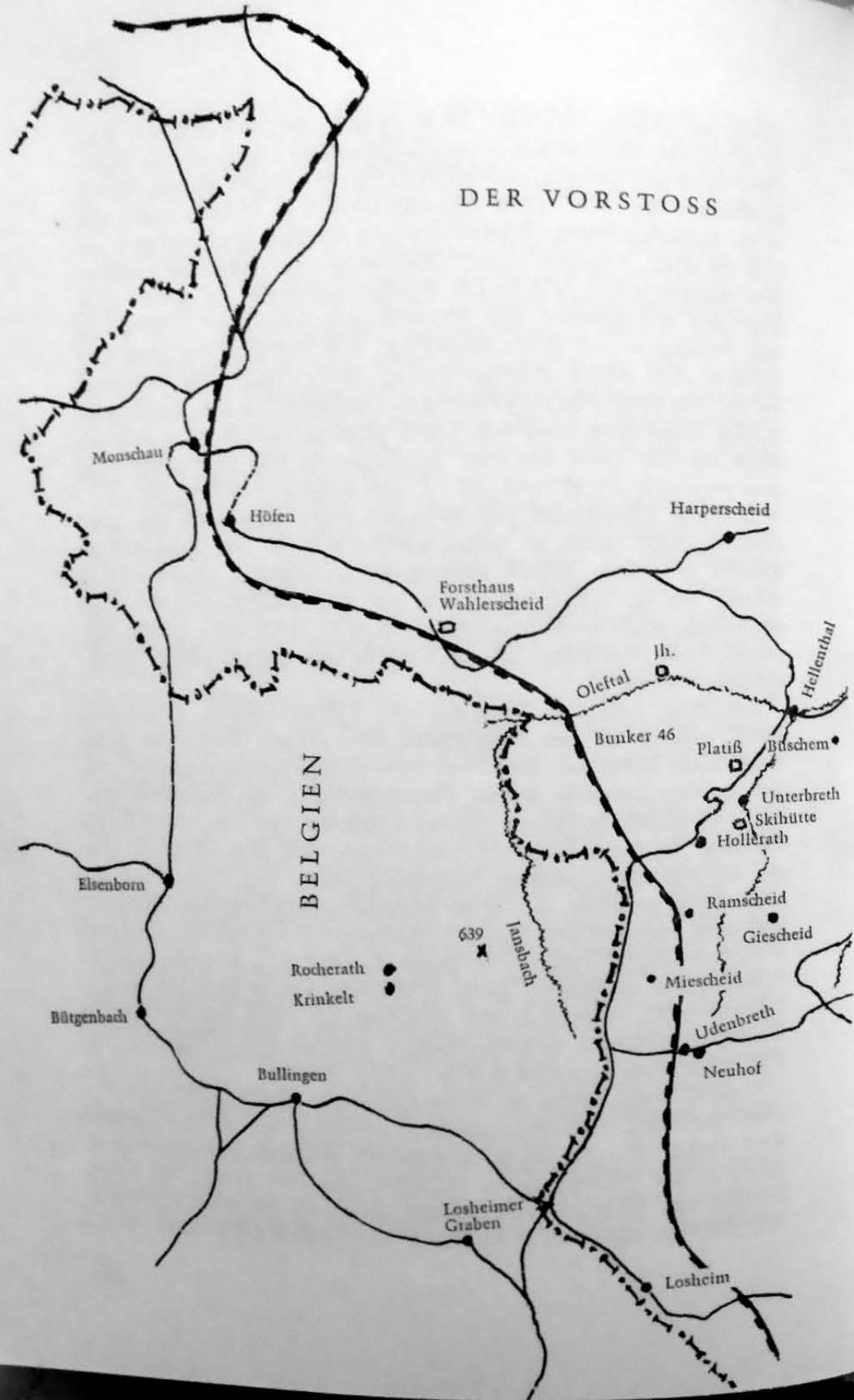
Omelette confiture

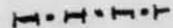
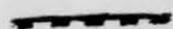
Mokka

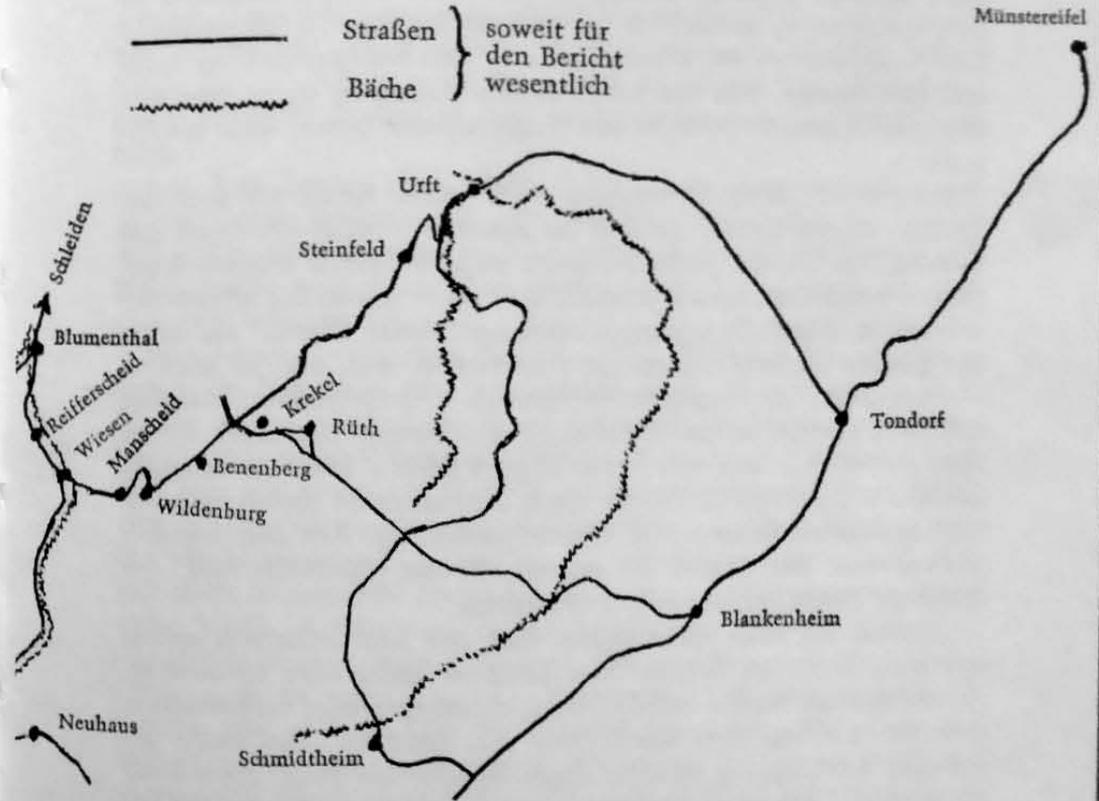
Zigarren Zigaretten
(William II) (Lucky Strike, Sphinx)

Die Mannschaft nahm insoweit an unserer Feier teil, als wir ihnen zum Gulasch etliche Liter Bier spendeten; auch Omeletten gab es für sie.

DER VORSTOSS



-  Reichsgrenze
 -  Westwall, 1. Bunkerlinie
 -  Straßen
 -  Bäche
- } soweit für den Bericht wesentlich



DER RÜCKZUG



— Straßen, für den Bericht wesentlich

